



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Lügen**

**Bourget, Paul**

**Budapest, 1891**

IX. Eine aufrichtige Comödiantin.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

## IX.

### Eine aufrichtige Comödiantin.

Paul Moraines betrat jeden Morgen kurz vor 9 Uhr das Zimmer seiner Frau. Sie hatte bereits ein Bad genommen und lag kleinen Beschäftigungen ob. Ihre blaugeäderten weißen Füße steckten in Pantoffeln, ihre schlanke Taille bewegte sich frei in einem weichen Schlafrock, der von einer Schnur zusammengehalten war, und der dicke Zopf ihrer goldigen Haare fiel lose über ihre schönen Schultern. Das Schlafzimmer, dessen Raum größtentheils von einem breiten Bett ausgefüllt war, hatte man bereits gelüftet und parfümirt, und für Paul Moraines machten diese  $\frac{3}{4}$  Stunden, die er mit seiner Frau in einer Fensternische, auf einem tragbaren Tischchen frühstückend verbrachte, den besten Theil seines Tages aus. Er hatte 10 Stunden im Amt zu sein und nicht einmal Zeit, zum Gabelfrühstück heimzukommen. Er zählte zu Jenen, die gegen halb ein Uhr in ein elegantes Restaurant treten, eiligst „le plat du jour“, eine halbe Flasche Wein und eine Tasse Caffee verlangen, sich dann rasch entfernen und im Ganzen die kleinste Summe bezahlen, die sich in einem ersten Speiselokal überhaupt verausgaben läßt. Es war ihm angenehm, in dieser Weise mit der Sparsamkeit seiner Frau zu wetteifern! Der Frühstückstisch aber bedeutete die escomptirte Belohnung der Mühen seines Tages, der 6- bis 7 stündigen Anwesenheit im Bureau, die er seiner Gesellschaft schuldig war. — „Es gäbe Tage,“ bemerkte er Susannen gegenüber mit der ihm eigenen Naivetät, „an denen ich ohne diesen köstlichen Thee gar nichts von Dir wüßte . . .“ und dabei bediente er sie; er bestrich das geröstete Bröbchen, das unter ihren kleinen Zähnen knachen sollte, mit Butter; es beunruhigte ihn, wenn er fand, daß sie matte Augen hatte, eine



ermüdete Gesichtsfarbe und sichtlich nicht geschlafen zu haben schien, wie an jenem Morgen, der der Begegnung mit René gefolgt. Sie war die ganze Nacht hindurch gequält worden von dem Gedanken an den jungen Mann und von der Laune, die er in dem Rest von Empfindung, der ihr geblieben, angefacht hatte. Da ihr Geist vor Allem bestimmt und genau war, — der wahre Geist eines Geschäftsmannes im Dienste der Wandelbarkeit einer schönen Frau, — so hatte sie alle Mittel erwogen, um ihre leidenschaftliche Anwandlung zu befriedigen. Die erste Bedingung hierzu war entschieden jene, den jungen Mann wiederzusehen, ihm oft zu begegnen; das war jedoch unmöglich in ihrem Hause. Ihr Mann bewies es gleich diesen Morgen, da er unmittelbar nach den ersten besorgten Fragen um ihr Befinden fragte:

„Hattest Du gestern um 5 Uhr viel Besuch?“

„Niemanden,“ antwortete sie, und ihrem Princip gehorchend niemals unnöthig zu lügen, fügte sie hinzu: „bloß Desforges war da und der kleine junge Mensch, der Autor des Schauspieles, das man vorgestern bei der Gräfin aufgeführt . . .“

„René Vincy,“ rief Moraines aus. „Ach! wie schade, daß ich ihn versäumt habe! Seine Verse gefallen mir ungemain . . . Wie ist er selbst? . . . Kann man ihn bei sich empfangen? . . .“

„Er ist weder möglich noch unmöglich,“ bemerkte Susanne, „er ist unbedeutend.“

„Hat er Desforges hier getroffen?“

„Ja, weshalb?“

„Ich werde den Baron um sein Urtheil befragen. Er wird ihn auf den ersten Blick erfaßt haben . . . Er versteht sich gut auf Menschen! . . .“

„Das ist ganz er selbst,“ meinte Susanne für sich, als Moraines fortgegangen war und sie ihn heftig umarmt hatte, „er hat sich ganz daran gewöhnt, Alles dem Baron mitzutheilen! . . .“ Und sie folgerte daraus, daß er der Erste wäre, Desforges davon in Kenntniß zu setzen, falls sie René des öftern in die „Rue Murillo“ lockte . . . „Er ist wirklich unglaublich beschränkt . . .“ dachte sie im Stillen, und zürnte ihm ob der Vertrauensseligkeit, die sie selbst in ihm großgezogen. Sie erblickte in derselben den ersten Zwang.



Der Gedanke verfolgte sie diesen ganzen Morgen, den sie damit verbrachte, Rechnungen zu prüfen und den Besuch Frau Lerour' zu empfangen; Letztere war eine Person in reifen Jahren, die förmlich in Frömmigkeit gebeizt schien, scheinheilig und verschmitzt aussah und die aristokratischsten Hände und Füße von Paris behandelte. Susanne, die mit Recht die Untergebenen als die Quelle aller Gerüchte in der Welt betrachtete, conversirte für gewöhnlich sehr lange und eingehend mit Frau Lerour; theils um sich ihre Gunst zu erhalten, theils um all' die kleinen Details über jene Häuser zu erfahren, die diese würdige Künstlerin mit ihren Diensten beehrte. Auch wurde Frau Lerour nicht müde, sich in Lobeserhebungen über die reizende Frau Moraines zu ergehen, „sie ist so einfach, so gut, und wie abgöttisch sie ihren Mann liebt . . .“ Heute aber vermochte keine ihrer Schmeicheleien der schönen Clientin auch nur ein Wort zu entreißen. Der Wunsch, der sich der jungen Frau bemächtigt hatte, wuchs im gleichen Verhältniß mit der Ueberzeugung, daß nahezu unüberwindliche äußere Schwierigkeiten hemmend auf denselben einwirken würden. Um Liebe einzulösen, bedarf es der Zeit und der Gelegenheit, sich zu sehen. René besuchte die Welt nicht, und selbst falls dies der Fall gewesen, so konnte der Umstand nur noch ungünstiger einwirken. Andere Frauen würden ihr ihn dann streitig machen. Hier aber, in der Behausung der „Rue Murillo,“ würde es ihr wohl gelingen, sich in dieses noch unentwehte Herz einzuschmuggeln, und nun machte die Aufsicht Desforges' es unmöglich! Sie fühlte sich seit Jahren zum erstenmal als Gefangene und haderte darob mit Jenem, dem sie Alles dankte. Dann nahm sie, ganz von diesem Gedanken beherrscht, wie immer allein das bescheidene Gabelfrühstück ein. Sie konnte selbst, trotz der Beihilfe des freigebigen Beschützers, das Gleichgewicht des Budgets im Haushalt nur herstellen, indem sie bei Dingen, die nicht gesehen wurden — sparte; bei Tisch also. Es erfaßte sie während dieses Alleinseins ein entsetzlich melancholisches Gefühl, das deutliche Bewußtsein ihrer völligen Machtlosigkeit, so daß sich ihr zum Schluß unwillkürlich ein Wort der Entmuthigung entrang, das sie bisher noch niemals ausgesprochen: „Wozu denn auch?“ Ja, Wozu? Sie war von ihrer Lebensweise festgebannt. Es war ihr nicht nur



versagt René bei sich zu empfangen, sie mußte auch noch dazu heute Nachmittag, trotz des neuen Gefühls, das anfang ihr Herz zu erfüllen, ein Stelldichein mit Desforges einhalten.

„Wozu denn auch?“ wiederholte sie, während sie sich rüstete und, den Verhältnissen Rechnung tragend, anstatt der Stiefletten Schuhe, die leichter abziehen waren, anzog, anstatt des Mieders eine jener Binden, die vorne zu öffnen sind, ein loses Kleid, einen dunkeln Hut nahm und einen dichten Schleier in die Tasche steckte. Sie hatte den Wagen für 2 Uhr bestellt; es war dies das zweispännige Coupé der Gesellschaft, das sie für die Nachmittage und Abende monatlich miethete. Als sie dasselbe bestieg, war sie solchermaßen erfüllt von dem Bewußtsein ihrer Sklaverei, daß sie fast in Thränen ausbrach. Wie ward ihr zu Muth, als sie an der Ecke der „Rue Murillo“ René gewahrte, der offenbar ihr Kommen erwartete. Ihre Augen kreuzten sich. Er grüßte sie erröthend, und auch sie in ihrer Wagenecke wurde unwillkürlich roth, so rasch war der Uebergang von ihrer Niedergeschlagenheit zu der Freude über diese Begegnung gewesen, und besonders zu dem Gedanken: „Auch er liebt mich . . .“ Sie, das berechnende, schlaue Wesen, befiel eine jener stillen Träumereien, in denen Frauen, die im Begriff stehen, sich zu verlieben, all' jene Glückseligkeit vorempfinden, die sie einst zu empfangen und zu geben berufen sind. Sie ergeben sich in solchen Momenten ganz und gar Demjenigen, den sie vorige Woche kaum noch gekannt. Während der Dichter sich mit der stillen Betrachtung entfernte: „Ich bin verloren, denn sie wird meine Zudringlichkeit niemals entschuldigen wollen . . .“ fühlte Susanne sich von jenem innern Erbeben gebannt, das in der Regel alle Klugheit besiegt, und sie faßte, die Aengstlichkeit ihrer Bedenken bekämpfend, den Plan einer Intrigue; einen jener einfachen Pläne, die der realistische Kopf einer Frau leicht ausheckt. Es handelte sich darum, das Mißtrauen eines Mannes zu täuschen, der sie genau kannte. Die Geschicklichkeit erheischte, daß man das Gegentheil dessen thue, was dieser Mann voraussehen konnte. Die Sache mußte über's Knie gebrochen werden; René mußte veranlaßt werden, nach zwei bis drei Besuchen eine Liebeserklärung zu machen; dann mußte dieselbe erwidert werden und sie mußte sich ihm



ergeben, noch bevor er Zeit gehabt, förmlich um ihre Gunst zu werben. Desforges, der sie so gemessen, so überlegt, so geschickt kannte, würde sie eines derartigen Abenteuers niemals fähig halten. Doch wird René sie nicht vielleicht ob des leichten Sieges verachten? Sie schüttelte bei diesem Einwand ihr schönes Haupt. Das war ja ein Feld für den Takt und die Feinheit einer Frau, und darin war sie Meisterin, ihrer selbst vollkommen sicher!

Die Befriedigung über den entworfenen Plan, und die Freude darüber, daß sie den kleinlichen Desforges betrügen werde, flossen derart ineinander, daß sie dem Augenblick des Stelldicheins nicht nur ohne Bedauern, sondern mit einer Art von Schadenfreude entgegen sah. Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, schickte sie unter dem Vorwand, gehen zu wollen, den Wagen fort und betrat die Arkaden der „Rue Rivoli“. Das Haus, in welchem der Baron die Wohnung für ihre Zusammenkünfte gemiethet, wies die in Paris seltene Eigenthümlichkeit auf, daß es einen doppelten Eingang hatte; ein Umstand, der in der galanten Welt den Werth solcher Baulichkeiten sehr erhöht. Friedrich war viel zu sehr vertraut mit den Geheimnissen des pariser Lebens, um nicht sorgfältig allzu bekannte Vertlichkeiten zu vermeiden. Diejenige, die er zufällig gefunden, mußte den Forscherblicken der nach solchen Winkeln Suchenden entgangen sein; offenbar nur, weil die Fagade des Hauses nach der „Rue du Mont-Thabor“ so überaus ernst und feierlich aus sah. Er hatte dort das Erdgeschoß eingerichtet; dasselbe bestand aus einem Vorzimmer und noch aus drei Räumen; einer davon diente als Salon, um darin je nach Bedarf zu speisen oder den Café zu nehmen, der andere als Schlafzimmer und der letzte als Ankleidecabinet. Bei der Einrichtung der Wohnung hatte ihn das feinste Verständniß für dasjenige, was man die Behaglichkeit des Genusses nennen möchte geleitet; die Vorhänge und Tapeten dämpften jedweden Lärm, die auf den Teppichen umherliegenden Thierfelle setzten förmlich bloße Füße voraus, während die niedern Fauteuils und Divans zu längerem Plaudern einluden. Schon allein die raffinirten Einzelheiten dieser Niederlassung hätten Zeugniß gegeben für die Kleinlichkeit der Genußsucht des Barons. Die Wohnung wurde von seinem Kammerdiener in Ordnung gehalten, der



verlässlich und dessen Treue von vornherein durch die Höhe des Lohnes bedingt war. Susanne war schon seit Jahren so unzählige Male in dieses Heim gekommen, sie hatte schon so oft in dem Thorweg der „Rue Rivoli“ den dichten Schleier vor's Gesicht genommen, so oft die Loge des Portiers passirt, daß sie all' diesen nothwendigen Gepflogenheiten des Ehebruchs fast mechanisch oblag. Während sie aber heute die Stiege betrat, konnte sie sich des Vergleichs nicht erwehren, und betonte daher sich selbst gegenüber, wie ganz anders ihre Empfindungen sich gestalten würden, falls sie in diesem verborgnen Winkel René anstatt des Barons begegnen sollte! Sie wußte nur zu genau, wie Alles sich abspielen würde; daß Desforges mit peinlicher Genauigkeit Alles vorbereitet hatte, um sie zu empfangen, von den Blumen in den Vasen an, bis zu den Butterbrödcchen, und daß sie selbst im gegebenen Augenblick in das Ankleidezimmer verschwinden und aus demselben wiederkehren werde mit aufgelöstem Haar, die nackten Füße in Pantoffeln, jenen ähnlich, welche zu ihrer Morgenkleidung paßten, eingehüllt in einen Frisirmantel aus Spitzen, bereit zum Genusse — einem Genusse, welcher gewöhnlich nur einseitig empfunden wurde. Doch war der Baron so erkenntlich für die Freuden, die sie ihm gab, er hatte eine so liebenswürdige Art ihr zu danken, er entfaltete in den darauf folgenden Gesprächen so seltenen Geist, so viele Zärtlichkeit, daß in den meisten Fällen er derjenige war, der an den Ausbruch mahnen und sagen mußte: „Komm, Susanne, Du mußt Dich ankleiden.“ Heute aber in der Stimmung und Geistesverfassung, in der sie sich befand, bemerkte Susanne gleich beim Kommen:

„Mein armer Friedrich, ich werde Dich heute zeitig verlassen müssen.“

„Sollen wir vernünftig sein?“ meinte der Baron, ihr den Mantel abnehmend. „Warum hast Du mir nicht eine Zeile zukommen lassen, um unser Stellbischein zu vertagen?“

„Er ist in der That zu liebenswürdig,“ dachte die junge Frau und empfand dabei fast Gewissensbisse über ihre unnütze Redensart. Sie nahm vor dem Spiegel den Hut vom Kopf: in ihren Ohren glänzten die Brillanten. Und sie erinnerte sich mit einemmale so lebhaft der Wohlthaten, mit denen dieser anspruchslose Mann sie überhäufte, — schiefe



Stellungen erzeugen solche Widersprüche des Gewissens, — daß sie sich auf die Armlehne des Fauteuils setzte, auf welchem Desforges Platz genommen, und seufzend bemerkte: „Wäre ich denn nicht selbst zu sehr enttäuscht gewesen darüber? Werden Sie denn niemals zu überzeugen sein, daß auch ich mit Freuden hierher eile . . .?“

„Das zum Mindesten bin ich ihm wohl schuldig,“ bedachte sie und war in Folge desselben Billigkeits-Standpunktes, diesmal noch hingebender, noch zärtlicher als sonst; so daß Desforges, der ihr zusah, wie sie, in einem tiefen Lehnstuhl gekauert, ein mit Caviar belegtes, mit einigen Tropfen starken spanischen Weines benetztes Brödchen aß, sich nicht enthalten konnte, ihr zuzurufen:

„Ach! Susannchen! in meinem Alter! . . . Was würde Noirod dazu sagen?“

Dieser Noirod, der plötzlich auf der Bildfläche des Barons erschien, war ein Arzt, der ihn massirte und überhaupt seine tägliche Gesundheitspflege regelte. Alles in dieser systematisch wollüstigen Existenz war genau berechnet; sowohl die tägliche körperliche Bewegung, als auch das Hintanhalten vorzeitigen Verfalles. Er hatte eine alte Verwandte bei sich aufgenommen, zu deren milden Spenden er jährlich bedeutende Summen beisteuerte. Sagte man ihm diesbezüglich einiges Lob, so antwortete er mit dem ihm eigenen Cynismus: „Was wollen Sie? Man muß sich ja für seine alten Tage einer barmherzigen Schwester versichern, deren Nesthäkchen man ist . . .“

Diese egoistischen Anwandlungen amüsirten die junge Frau in der Regel. Sie schloß daraus auf eine Lebensanschauung, deren materielle Richtung ihr nicht mißfiel. Als Desforges heute jedoch am Schluß dieser Schäferstunde den Namen des Arztes nannte, blickte sie ihn unwillkürlich an, und er erschien ihr in diesem Augenblick der Erschöpfung, mit dem faltigen Gesicht, dem schlaffen Schnurbart, den gedunsenen Augendeckeln beim Schein der einzigen Lampe, völlig im Licht seines Alters; und sie ward sich deutlich der Verächtlichkeit ihres Lebenswandels bewußt. Es ist ja entsetzlich genug, wenn ein schönes, junges Weib die Zärtlichkeiten eines ungeliebten Mannes ertragen muß, selbst vorausgesetzt, daß er jung, verliebt und feurig ist; wenn derselbe jedoch am Rande des Alters steht, wenn er das An-



recht auf diesen herrlichen Körper, den er nicht einmal zu entflammen vermag, bloß erkaufte hat, dann wird die Prostitution zu einer dermaßen erniedrigenden, daß die Traurigkeit den Ekel ertötet. Desforges war Susannen heute zum erstenmal alt vorgekommen, und eine unfreiwillige Reaction ihres ganzen Wesens rief die Erinnerung an das Antlitz wach, das ihr seit zwei Tagen immer wieder vorschwebte. Ach! wer ohne Rücksicht auf Gesundheit und Berechnung ungezählte Küsse tauschen könnte mit diesem jungen Manne! Sie war in der That zu blöde gewesen, auch nur einen Augenblick zu zaubern, und da sie eine entschiedene Person war, fing sie sogleich an zu handeln. Sie hatte ihren Mantel umgenommen, ihre Handschuhe angezogen; nun sagte sie zu Desforges gewendet, bevor sie den Schleier niederließ:

„Wann werden Sie wieder mit mir frühstücken? Sie haben sich vordem des öftern eingeladen . . . Das war sehr nett . . .“

„Morgen kann ich nicht kommen,“ erwiderte er, „auch übermorgen nicht, doch will ich mich den übernächsten Tag einfinden . . .“

„Also Dienstag? Abgemacht. Heute Abend aber treffen wir bei Frau von Sermoyes zusammen, nicht wahr?“

„Welch reizende Frau!“ meinte der Baron, da er allein geblieben war. „Sie hätte Gelegenheit, unzählige Abenteuer zu bestehen, ist aber einzig bestrebt, mir zu gefallen.“

„Übermorgen also,“ murmelte Susanne, da sie den Gehweg der „Rue du Mont-Thabor“ entlang schritt und vorsichtige Blicke nach allen Seiten hin warf; doch that sie es mit seltenem Geschick, ohne auch nur die Augen zu bewegen; „ich bin völlig sicher, allein zu sein . . . Welchen Vorwand soll ich denn René gegenüber (sie nannte ihn schon beim Taufnamen) gebrauchen, um ihn zu mir zu bestellen? . . . Nun, ich werde eben den Wunsch nach einem Autographen auf ein Exemplar des „Sigisbée“ vorschützen.“ Sie ging in der „Rue Castiglione“ an einem Buchladen vorüber und trat ein, um das Büchlein zu kaufen. Sie befand sich in einer jener Stimmungen, in denen die Ausführung dem Entschluß mit fast mechanischer Raschheit folgt: „Wenn er nur bis dahin keinerlei Unbesonnenheit begeht? Wenn er nur fortfährt, mich zu lieben, und wenn ihm nur Niemand Uebles über mich



berichtet!“ Abermals tauchte das Gespenst Claude's vor ihr auf: „Ja, auch das ist noch eine Gefahr,“ dachte sie bei sich, gewährte aber gleichzeitig das Mittel, dieselbe zu umschiffen, falls sie vorher noch mit René sprechen könnte. Sie überlegte, daß sie die Adresse des jungen Mannes nicht kannte. Aber sie brauchte ja nur Frau Komof zu besuchen. „Sie ist gerade nach 6 Uhr zu treffen.“ Susanne winkte einen Wagen herbei und ließ sich in der „Rue du Bel-Respiro“ absetzen. Sie hatte das Glück, die Gräfin allein zu treffen, und es gelang ihr mühelos, das Gewünschte zu erkunden. Die ausgezeichnete Frau, deren Soirée so gut ausgefallen, schwelgte unaufhörlich in Lobeserhebungen über den Dichter: „Er ist ein Ideal!“ bemerkte sie mit ihren großen Bewegungen. „Er hat mich besucht, aber nur seine Karte zurückgelassen.“

Als Susanne das Briefchen geschrieben und abgeschickt hatte, lebte sie in jener Ungewißheit, die keimende Neigungen dermaßen nährt, daß Professoren der Verführungskunst seinerzeit, als dieses seltsame und rein intellektuelle Laster modern war, immer dazu riefen. Wird René kommen? Wird er nicht kommen? Und falls er kommt, wie wird er eintreten? Sie würde sicher schon auf den ersten Blick erkennen, ob die Erinnerung, die sie bewußtmaßen in ihm zurückgelassen, keinerlei Trübung erfahren. Endlich schlug die ersehnte Stunde, und als der Diener den jungen Mann eintreten ließ, pochte ihr Herz schier heftiger, als dasjenige des naiven Verliebten. Sie blickte ihn an und las in den tiefsten Tiefen seiner Seele. Ja, sie war ihm noch immer die Madonna geblieben, deren Rolle sie sich gleich am ersten Tage zurecht gelegt, mit jener Geschmeidigkeit, die allen Proteen in Unterröcken eigen ist. In seinen dunkelblauen, sanften Augen drückte sich eine rührende Mischung von Freude und Schüchternheit aus: Freude darüber, daß er, ihrem eigenen Rufe folgend, sie so bald wiedersehen durfte; Schüchternheit darob, daß er vor diesem keuschen Engel erscheinen mußte, nachdem er sich erlaubt, sie in der Oper zu suchen, ihr an der Straßenecke aufzulauern. Die reizende Comödiantin hatte für diesmal ihrer Schönheit eine andere Folie geschaffen. Sie saß am Fenster und arbeitete an Franzen, die mittelst Nadeln an ein grünes Kissen gesteckt und mit Seidenfäden durchzogen wurden. Hinter ihr gestatteten die durch Halter leicht geschürzten Spizenvorhänge



den Ausblick auf den Park von Monceau, auf das blaue Firmament, die grauen Bäume, den gelben Rasen und nach der Seite der Ruine hin auf das schwärzliche Grün des Epheus. Dieses frostige Gemälde wurde von der Februarsonne beleuchtet, deren Strahlen auf den goldig schimmernden Haaren Susannens spielten. Ein weißes Hauskleid von phantastischem Zuschnitt mit violetter Stickerei und weiten Ärmeln, gab ihr das Aussehen einer Schloßfrau aus dem Mittelalter. Sie kreuzte bescheiden die mit Seidenstrümpfen in Farbe der Stickereien bekleideten Füße über einem Schemel . . . Wenn man sie daran gemahnt hätte, daß kaum 48 Stunden früher dieselben bescheidenen Füße den Teppich eines geschändeten Bodens betreten, daß ein alternder Seladon, der sie bezahlte, mit seinen Händen in denselben Haaren gewühlt, mit einem Wort, daß sie die Geliebte Desforges' sei, so hätte sie diese Mahnung vielleicht mit einem aufrichtigen — „nein“ — beantwortet, so sehr hatte der Wunsch, René zu gefallen, sie in der Rolle bestärkt, die sie im Augenblick spielte. Der Dichter sah nicht so weit. Er hatte drei volle Tage in steter Verzücung gelebt, hatte seinen Wunsch von Stunde zu Stunde wachsen gefühlt und war glücklich, sich dessen bewußt zu werden! Mit 25 Jahren erfreut das Nahen der Leidenschaft in demselben Maße, als es mit 35 Jahren erschreckt. Das Billet Susannens vergewisserte ihn, daß die kleinen Unvorsichtigkeiten, deren er sich anklagte, kein Mißfallen erregt hatten; wir entdecken jedoch bei Allem, das uns tiefinnerlich ergreift, auch immer wieder Gründe zu neuen Zweifeln, und so hatte auch dieses große, unbefangene Kind gezittert bei dem Gedanken, wie er wohl aufgenommen werden würde. Welche Seligkeit daher, nun plötzlich diesem Empfang voll natürlicher Vertraulichkeit, diesen hellblauen Augen, dem sanften Lächeln dieser Frau zu begegnen, die er augenblicklich jenen Heiligen beizählte, denen primitive Maler stets einen Hintergrund von Gewässer und Laubwerk geben. Doch war dies eine Heilige, der ein erster pariser Schneider das Kleid geliefert, eine Heilige, welche bei jeder Bewegung einen Heliotropgeruch ausströmte, der schon einmal die Sinne des jungen Mannes erregt hatte; und dieselbe Heilige ließ durch die offene Falte des weißen Ärmels einen Arm sehen, auf dem zwei einfache Goldreifen zitterten und dessen goldiger Flaum, gleich den



hellen Haarsträhnen, köstlich in der Sonne glänzte. Was René so sehr gefürchtet, es traf nicht zu. Frau Moraines gedachte mit keiner Silbe ihrer Begegnung in der Oper und auf der Straße. Sie arbeitete während dieses ersten Besuches ruhig weiter und lenkte das Gespräch von der Begeisterung Frau Komof's, ganz natürlich über auf die Zukunftspläne des jungen Mannes. Sie, die kaum im Stande war, Béranger von Hugo, Voltaire von Lamartine zu unterscheiden, geberdete sich wie eine Person, die sich ausschließlich mit Literatur beschäftigt. Sie war unter dem Kaiserreich ein bis zweimal Théophile Gautier begegnet, den sie jedoch kaum beachtet, weil er ihr so haar aller englischen Eleganz erschienen war; da sie aber René's Begeisterung für denselben kannte, so zögerte sie nicht, ihm den großen Schriftsteller zu analysiren und zu beschreiben. Er hatte sie ja angeblich so sehr interessirt! Sie mußte sogar irgend welche Briefe von ihm besitzen.

„Ich werde Ihnen dieselben heraussuchen,“ sagte sie; dann bemerkte sie weiter, diese Lüge benützend: „Ich habe mir schon Vorwürfe gemacht, Sie wegen des Autographs belästigt zu haben. Meine Freundin reist jedoch morgen schon nach Rußland.“

„Was soll ich schreiben?“ fragte René.

„Was Ihnen beliebt,“ meinte sie, sich erhebend. Sie holte das bewußte Büchlein, das sie dann auf den mit Epheu umrankten Schreibtisch legte. Dann bereitete sie Alles vor, um ihm die Aufgabe zu erleichtern; sie öffnete den silbernen Deckel des Tintenfasses, festigte die Feder in dem goldenen Stiel; so hantirend, streifte sie René scheinbar unabsichtlich mit den weiten Ärmeln, umgab ihn mit dem Wohlgeruch, den sie verbreitete, so daß die Hand des Dichters zitterte, da er auf das leere Einschlagblatt des Exemplars von „Sigisbée“ die beiden Strophen schrieb, welche die gute Frau Ethorel als ein Sonett bezeichnet hatte.

Als er damit fertig war, nahm Frau Moraines ihm das Buch aus der Hand und recitirte hinter ihm stehend mit weicher, fast erlöschender Stimme die beiden sentimentalen Verse. Sie äußerte weder ein Wort des Lobes, noch auch des Tadel. Sie verstummte einfach, nachdem sie dieselben geseufzt hatte, als ob diese Musik in ihrer Träumerei eine



wehmüthige Empfindung wachgerufen. René blickte sie mit fast wahnsinniger Erregung an. Wie hätte er es vermocht, dieser erhabenen, dieser begeisternden Schmeichelei zu widerstehen, welche sie erfunden hatte, um den jungen Mann zu verführen und welche einerseits seiner feinen Empfänglichkeit für Schönheit, anderseits seinem geheimen Künstlerstolz schmeichelte? Auch hatte sie es verstanden, gar günstig für diese Vorstellung zu posiren! Sie war sich nur allzu gut des Zaubers bewußt, den ihr Gesicht in dieser Dreiviertelstellung übte. Nun senkte sie ihre Augen, diese schönen Augen, in denen die Ergriffenheit über die herrlichen Verse ausleuchtete, nieder auf den Dichter. Sie schienen fast um Vergebung zu bitten, ob der Träumerei, in die sie sich verloren. Sie schien bestrebt, diese poetischen Visionen zu verscheuchen, um dieselben nicht zu entweichen, und fragte nachher mit einer Neugierde, welche diesmal allerdings so aufrichtig war, als die gespielte Ergriffenheit — falsch:

„Ich wollte wetten, daß Sie diese Verse nicht erst für das Schauspiel gedichtet haben?“

„Sie haben Recht,“ antwortete René, der abermals erröthete. Er hätte selbst nicht lügen mögen, um dieser Frau zu gefallen. Doch wie hätte er anderseits vermocht, ihr die unwürdige Geschichte zu erzählen, die er, vermöge der Dichterschaft, Profanes in's Ideale zu übertragen, in die Melancholie dieser Verse gekleidet hatte?

„Ach, Ihr Männer,“ meinte sie, ohne Weiteres abzuwarten, „wie frei Euch im Leben bewegt! . . . Sie dürfen das jedoch nicht als eine Klage deuten . . . Wir christlichen Frauen haben die Pflicht zu folgen, allerdings eine der schönsten Pflichten.“ Dann nach einer Pause: „Leider wählen wir unsern Herrn und Meister nicht immer selbst . . .“ Mit ergebenem und stolzem Tonfall, der zu jeder Schlußfolgerung aufforderte und dieselbe doch auch wieder wehrte, fügte sie hinzu: „Ich bedaure lebhaft, Sie Herrn Moraines nicht vorgestellt zu haben. Sie werden sehen, das ist ein prächtiger Mann . . . der sich zwar nicht mit der Kunst beschäftigt, dafür aber geschäftlich ungemein tüchtig ist . . . Doch leben wir in einer Zeit, wo man zu Israel gehören muß, um rasch empor zu kommen . . .“ Susannen lag natürlich nichts ferner als der Antijemitismus, ihre angenehmsten Tage waren



ja jene, an denen sie in zwei bis drei fürstlich gastfreundlichen jüdischen Häusern speiste; sie war jedoch der Ansicht, daß diese Redensart den Schein der Religiosität vervollständigen werde, den sie sich dem jungen Mann gegenüber geben wollte. „Sie werden meinen Mann Anfangs etwas kühl finden,“ fuhr sie fort, „es wäre mein Wunsch gewesen, einen literarischen Salon zu haben . . . Aber Sie wissen, die Herrn sind alle etwas eifersüchtig auf Euch, auch liebt Herr Moraines die Geselligkeit nicht. Er war auch lezthm am Abend nicht anwesend. Er fühlt sich nur wohl im Kreise guter Freunde, unter bekannten Gesichtern . . .“

Sie betonte das Alles mit einer Art von Verlegenheit, die René sagen sollte: „Entschuldigen Sie, wenn ich Sie nicht auffordern kann, zu kommen, wie ich so gerne möchte . . .“ Diese Verlegenheit bedeutete dergleichen, daß diese reizende Frau bei ihrer Verheirathung — ach! ohne zu murren — kalten socialen Erwägungen sich geopfert hatte, die nichts gemein hatten mit dem Herzen. Schon erschien René der liebenswürdige, seelensgute Paul Moraines als ein zänkischer, schwer zu behandelnder Mann, an den dieses erhabene Wesen durch die Bande der Pflicht gekettet war. Er empfand für sie, außer der Leidenschaft, die ihn bewegte, auch noch eine jener Regungen von Mitleid, welche Frauen um so höher schätzen, je weniger sie derselben würdig sind. Seine Idee generalisirend, hatte er den Muth zu antworten:

„Wenn Sie wüßten, meine Gnädige, wie oft ich mich, wenn ich in den Champs Elysées dahinschlenderte, bei dem Wunsch ertappt habe, im Vertrauen jener zu stehen, deren Trauer deutlich auf ihrem Gesicht ausgeprägt war . . . Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß in Luxus zu erdulbende Kümernisse, moralisches Unglück inmitten materiellen Ueberflusses am schwersten zu ertragen seien . . .“

Sie stand auf, als ob diese Aeußerung Staunen in ihr wachgerufen. Ihre Augen drückten jene unfreiwillige Ueerraschung aus, welche Frauen empfinden, die bei einem Manne jener sentimentalen Färbung begegnen, die sie ihrem eignen Geschlechte vorbehalten glaubten.

„Ich denke, wir werden uns schnell befreunden,“ sagte sie, „denn wir scheinen in Vielem gleich zu empfinden . . . Geht es Ihnen nicht auch wie mir? Ich glaube an Sym-



pathien und Antipathien aus Instinkt, auch glaube ich zu empfinden, wenn man mich liebt . . . Beispielsweise, — doch ich sollte Ihnen das vielleicht nicht sagen, — aber ich spreche ja so vertraulich mit Ihnen, als ob ich Sie seit Langem kenne, Ihr Freund Larcher hat keine Sympathie für mich, dessen bin ich gewiß . . .“

Sie war thatsächlich bewegt, als sie das sagte. Sie sollte ja bestimmt in Erfahrung bringen, nicht ob Claude Uebles von ihr geredet, — sie hatte ja gleich beim Kommen bemerkt, daß dies nicht der Fall gewesen, — aber ob René verschwiegen war. Es war ihr nicht unbekannt, daß in der Liebe die unklugen, vertraulichen Mittheilungen im Anfang und am Ende vom größten Uebel sind. Wirklich verlässlich sind nur jene Männer, die auch dann schweigen können, wenn ihnen das Herz vor Hoffnung oder Enttäuschung überquillt.

Die Antwort René's sollte ihr einen Schluß auf seinen Charakter gestatten; in der wahnsinnig überstürzten Intrigue, die sie im Begriff stand einzufädeln, war die Verlässlichkeit des jungen Mannes ein Hauptfactor! Es wäre nur natürlich gewesen, daß derselbe in den ersten Tagen Claude die stillen Regungen seiner erwachenden Leidenschaft anvertraut hätte, — und es wäre ohne die Gegenwart Colette's auch geschehen. Für Susanne, die nicht in der Lage war, mit diesem Umstand zu rechnen, war das Schweigen René's gleichbedeutend mit einem Versprechen, das ihr heiß und kalt machte.

„Wir haben gar nicht von Ihnen gesprochen,“ bemerkte der junge Mann; „doch haben Sie lezthin Abends ganz richtig bemerkt, daß er immer der Eigenart gar trauriger Liebschaften gehuldigt und die Welt daher stets in dem düstern Licht dieser Art von Existenzen betrachtet. Wenn Sie Gelegenheit hätten, ihn mit Jener zu beobachten, die er so unglücklich ist im Augenblick zu lieben! . . .“

„Das giebt ihm noch lange kein Recht, sich an den Andern dadurch zu rächen, daß er ihnen auf gut Glück den Hof macht. Ich hatte einmal, als er bei Tisch zufällig neben mir saß, Veranlassung, mich fast über ihn zu ärgern . . . Ich wußte, daß er schlecht von mir geredet, doch habe ich ihm verziehen.“

„Und nun mag Claude immerhin sprechen,“ überlegte



sie, als sich René mit dem Versprechen empfohlen hatte, übermorgen zur selben Stunde wiederzukommen. Und sie besah sich mit tiefer Befriedigung im Spiegel. Diese Zusammenkunft war ihr geglückt: sie hatte René zu verstehen gegeben, daß sie ihn nicht bei sich empfangen könne; sie hatte ihm Mißtrauen wider seinen besten Freund eingeflößt; sie hatte ihn vollends bezaubert.

„Nun ist er mein,“ sagte sie sich, und diesmal war ihre übermäßige Freude eine wahrhaft aufrichtige.